

Nr. 66. Bromberg, den 20. März 1929.

Tarantella.

Ein exotisches Abenteuer.

Roman von Harald Baumgarten.

Urheberrechtsschutz für Georg Müller Verlag, München.

(10. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Fietje wollte ärgerlich auffahren, Ebersstein trat dazwischen. „Entschuldigen Sie, Ebersstein — mein Freund hat een bisken viel intus. Da findet er immer alte Bekannte, is so ne Art Marotte von ihm!" meckerte er.

„Äh, äh!" machte Haus Claas und klemmte sich einen Bierfilz als Monokel ins Auge. Die ganze Gesellschaft lachte. Ebersstein war nicht beleidigt. Er stimmte in das Lachen mit ein.

„Fietje", — Schmalow hatte Tränen in der Stimme — „kennst du dummes Luder mir denn nich wieder?"

Ebersstein faßte ihn unter dem Arm. „Kommen Sie doch einen Moment an unseren Tisch, damit mein Freund sich beruhigt, er kriegt sonst das heulende Elend. Gestatte mir", — er klappte die Hacken zusammen — „ebenfalls eine Lage für Tischrunde von denselben Dimensionen wie vorher."

„Geh man en beeten, Fietje", meinte Claas, „die zwei scheinen ja ordentlich Kasse zu haben."

Den Matrosen stieg der Alkohol zu Kopf. Sie faßten sich unter und sangen einen Kanon. Ebersstein und Schmalow hatten Fietje Stuhr an ihren Tisch gezogen.

„Eine Flasche Schampus!" gröhlte Schmalow.

Das gefiel Fietje Stuhr. Er stieß mit den beiden an und lachte. Die anderen waren mit sich beschäftigt. Wie von Zauberhand erschien immer eine Lage Kümmel und Bier nach der anderen.

Wenn Streck jetzt seine Mannschaft gesehen hätte, würde er sicher mißbilligend den Kopf geschüttelt haben.

Der Sekt schien Schmalow merkwürdigerweise nüchtern zu machen. Er wurde ganz vernünftig und gab zu, daß er sich geirrt hätte, aber wie er vorhin den Namen Fietje Stuhr von seinen Kameraden gehört, da habe ihn das an einen alten Schulfreund erinnert. Nun plauderten sie von der „Tarantella". Es fiel den beiden gewiegten Herren nicht schwer, Fietje Stuhr, bei dem sich der Alkohol schon bemerkbar machte, auszuhorchen. Ahnungslos erzählte er alles, was heute auf der „Tarantella" passiert war. Ebersstein ließ noch eine Flasche Sekt kommen. Dann steckten die drei die Köpfe eng zusammen und Schmalow, der jetzt ganz nüchtern war, sprach eifrig auf Fietje Stuhr ein.

Als die „Tarantella"-Mannschaft den Wilhelmspalast verließ, war es ziemlich spät geworden. Man wollte noch ein Stündchen in ein Kabarett, wo die achtzehn bildschönen Jungfrauen auftraten, dann war es Zeit, an Bord zurückzukehren.

Ebersstein und Schmalow waren wie selbstverständlich mitgegangen. Sie hatten den stark schwankenden Fietje untergehakt und marschierten voran.

„Auf der Reeperbahn nachts um halb eins . . ." sangen sie.

Fietje war der viele durcheinandergenossene Alkohol nicht bekommen.

Er war ganz blaß. Plötzlich stieß er seine beiden Begleiter beiseite und fiel wie leblos auf die Straße.

Ein Auflauf entstand. Schupo eilte herbei.

Hans Claas war in größter Aufregung und blickte mißtrauisch Ebersstein und Schmalow an, die selber ratlos dastanden. Ein Arzt, der sich unter der Menge befand, untersuchte den Ohnmächtigen. „Zunächst einmal total betrunken! Woher kommt denn eigentlich das Schiff?" fragte er dann.

Ein Wachtmeister entschied, daß der Mann ins Krankenhaus müsse.

Und schon rollte der telephonisch gerufene Sanitätswagen herbei. Fietje Stuhr wurde ins Hafenkrankenhaus befördert.

Die Mannschaft der „Tarantella" stand bedrückt. Die meisten, die nur englisch sprachen, hatten von der ganzen Sache nur soviel verstanden, daß ihr Kamerad plötzlich krank geworden war. Ebersstein erklärte sich sofort bereit, ins Krankenhaus zu fahren und sich des Patienten anzunehmen.

Es schlug elf Uhr. Die Mannschaft mußte an Bord. In trüber Stimmung kehrten sie zurück, und Hans Claas erstattete dem erschrockenen Kapitän Bericht, daß Fietje Stuhr plötzlich schwer erkrankt sei.

Ebersstein und Schmalow aber verbrachten die Nacht in einem Hotel in der Nähe des Krankenhauses, nachdem sie mit dem Arzt über den Zustand des Patienten gesprochen hatten.

Am nächsten Morgen erschien Kapitän Streck persönlich, um seinen Funker abzuholen. Fietje war noch sehr schwach, und klagte über schreckliche Kopf- und Rückenschmerzen. Der Arzt konnte nicht mit Bestimmtheit angeben, ob diese Symptome lediglich auf den genossenen Alkohol zurückzuführen oder vielleicht als Beginn einer schweren Erkrankung — etwa Typhus — anzusehen seien.

Kapitän Streck war außer sich. Ohne Funker konnte die „Tarantella" nicht abfahren und wo sollte er Hals über Kopf einen zuverlässigen Menschen herbekommen? Gewiß hätte ihm jedes Heuerbureau einen Funker verschafft, aber Streck war in der Auswahl seiner Leute pedantisch, und nahm nur solche, die ihm von zuverlässigen Bekannten empfohlen wurden.

Da sprang Ebersstein in die Bresche. Er war seit sieben Uhr im Krankenhaus und erzählte dem Kapitän, daß er im Kriege Funker gewesen sei, im übrigen könne ihm Fietje Stuhr genaue Auskunft über seine Person geben.

Und tatsächlich erklärte jetzt Stuhr, Ebersstein seit Jahren als zuverlässigen Menschen zu kennen, der Kapitän möge ihn statt seiner heuern, denn er selbst fühle eine schwere Krankheit in den Gliedern.

Die Zeit drängte.

So machte Streck gute Miene zum bösen Spiel und heuerte Luodgar Ebersstein, — den Adel hatte er fallen lassen, — als Funker auf der „Tarantella" an. Ebersstein erschien mit seinem Koffer und begleitete Streck sofort auf das Schiff, wo er im Matrosenlogis verschwand. Gleich darauf machten die Trossen des Schleppers fest.

Der kleine Schlepper keuchte, die „Tarantella" hinter sich herschleppend, die Elbe hinunter.

Fietje Stuhr wurde am nächsten Tage aus dem Krankenhause entlassen, es war doch wohl nur Alkoholvergiftung gewesen. Er schien aber gar nicht bekümmert über die Abfahrt der „Tarantella", sondern begab sich sofort auf die Reichsbank, wo er einen stark zerknüllten Scheck vorlegte, der nach kurzer Prüfung auch honoriert wurde.

Seither hat Fietje Stuhr die kleine Kneipe „Gute Fahrt" in Cuxhaven gleich am Kai, und die kleine blonde

Annemarie Stülp, die er schon lange geliebt, ist seine Frau. Alle in Cuxhaven haben sich gewundert, woher plötzlich Fietje soviel Geld gehabt hat, um die Kneipe zu kaufen und sein Weib heimzuführen. Aber es war nichts aus ihm herauszukriegen. „Intelligent muß man sein", pflegte er zu sagen, „denn schafft man's."

Und diesen seinen Spruch konnte niemand widerlegen.

Die „Tarantella" zog seewärts.

Als sie an Blankenese vorbeifuhren, standen sie alle an Deck. Mary und Ralph, Emmy Richter und Kapitän Streck, und winkten nach dem Rosenhäuschen, wo Hanne Streck stand, und ihr kleines weißes Taschentuch im Winde wehen ließ.

„Auf Wiedersehen, Mudder!" brüllte Kapitän Streck hinauf.

Aber Hanne Streck hat das wohl kaum gehört, dazu ist die Entfernung doch zu groß.

Langsam wurde die „Tarantella" kleiner und kleiner, und als von ihr nichts mehr zu sehen war, als ein Wölkchen Rauch am Himmel, da ließ Hanne Streck, ruhig und gefaßt, die Flagge der alten Hansastadt herunter, fuhr mit ihrer welken Hand über das Tuch, legte es zusammen und tat es in die Truhe.

Dann setzte sie sich an ihren Fensterplatz und nähte an einer Schlummerrolle, auf daß ihr Mann nach Tisch schön bequem schlafen könne, wenn er nun endgültig heimkehrte.

Und in die Schlummerrolle nähte sie alle ihren guten Wünsche für Mary und Ralph mit hinein.

Elftes Kapitel.

Nachts strahlten die Sterne.

Das südliche Kreuz, der Rabe, der fliegende Fisch und in unerhörter Pracht der leuchtende Kanopus.

Tagsüber brannte die Sonne in Weißglut.

Die „Berlin", das Expeditionsschiff Dr. Werkmeisters, hatte vor einer scheinbar unbewohnten, und noch unerforschten Südseeinsel Anker geworfen. Sie hafteten an einem Korallenriff, das die Insel wie ein schützender Gürtel umgab.

Der Strom, der unablässig nach Norden zog, ließ eine Gefahr des Auflaufens nicht befürchten.

Die „Berlin" war ein Dampfer von mäßigen Ausmaßen. Den größten Teil der Gelder, die die Expedition kostete, hatte der Leiter aus eigenen Mitteln gegeben. Eine Tante in Amerika hatte ihm ein unerwartet großes Vermögen hinterlassen. Den Rest hatten Sammlungen ergeben.

Dr. Werkmeister war ein Mann Ende dreißig. Das Haupthaar, blond und fein, war schon stark gelichtet. Eine große Hornbrille verdeckte die durch allzu vieles Mikroskopieren kurzsichtig gewordenen Augen. Die Nase sprang scharf aus dem blassen runden Gesicht. Wenn er die Brille abnahm, brach ein Strahl unendlicher Güte aus den getrübten Augen.

Dr. Werkmeister war Privatgelehrter. Er hatte es nie über sich bringen können, eine ihm oftmals angebotene Professur anzunehmen. So stand er nur in losem Zusammenhange mit der Berliner Universität, dessen Gelehrten die Universalität seiner Studien nicht in allem billigten. Wo sie sich ins Spezielle verloren, suchte er immer wieder die Totalität der Erscheinungen zu erkennen. Er war Bakteriologe, Zoologe und Physiologe. Sein Streben war, die Zusammenhänge zwischen Tier und Pflanze aufzufinden. In letzter Zeit hatte er begonnen, Pflanzen genau so wie Versuchstiere zu impfen, um zu beweisen, daß die Reagens auf Tiere wie Pflanzen dieselbe sein müsse.

Es ist bekannt, daß die Kanaker der Südsee, ebenso wie die Inder, über ein dem Abendland unbekanntes Wissen giftlicher Wirkungen verfügen, und so hoffte er in der Südsee Verbindungen ihm noch unbekannter Gifte, die eine Heil- und Gegenwirkung auslösen mußten, zu finden.

Die Regierung war an seinen Forschungen interessiert.

Man hatte den Dampfer „Berlin" gechartert und als Expeditionsschiff ausgerüstet, wenn sich auch viele von den Versuchen dieses Eigenbrödlers wenig Erfolg versprachen.

Als einzigen wissenschaftlichen Begleiter hatte er seinen Famulus Fritz Mechtle aus Böblingen im Schwabenland mitgenommen.

Das Schiff kommandierte Kapitän Schultze.

Schultze war der Sohn armer Portiersleute in Potsdam. Er war als Knabe zu keiner rechten Arbeit zu gebrauchen gewesen. Am liebsten hatte er im märkischen Sande gelegen, zwischen den Wipfeln der Kiefern zum blauen Himmel hinaufgeschaut und geträumt — — von weiten Meeren und fernen Inseln, auf denen wilde Völkerschaften lebten.

Dann hatte er zur See gehen wollen. Aber Vater Schultze haftete an dem Spruch: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!" Und so war Karl nicht weit von Hause weggekommen. Zwischen Wannsee und Potsdam, und Potsdam und Wannsee war er mit der Cladow gefahren. Hin und her im ewigen Einerlei, Billette abreißend und die Laufplanken hin- und herschiebend.

Eines Tages war er nicht mehr nach Hause gekommen. Bei der Rückfahrt von Wannsee war er einfach verschwunden. Die Mutter hatte ein wenig geweint, aber der Vater war aufgefahren und hatte gesagt, man solle den verkommenen Bengel tun lassen, was er wolle. Und von dem Ausreißer durfte im Hause Schultze nicht mehr gesprochen werden.

Nach langer Zeit war aus Sumatra eine fleckige Karte an die Mutter gekommen, es gehe ihm gut, und er hoffe, als reicher Mann heimzukehren. Da hatte Vater Schultze höhnisch aufgelacht, doch die Mutter hatte die Karte sorgfältig aufgehoben.

Als Vater Schultze eines Tages nicht mehr brummend die Tür aufspringen ließ, sondern sein Domizil in einem stillen friedlichen Garten gefunden hatte, rahmte sie die Karte säuberlich ein und hing sie unter das große Familienbild in der guten Stube.

Dann war er eines Tages selbst gekommen. Groß und stark, als zweiter Steuermann auf einem Segelschiff, das ums Kap Horn nach Chile fuhr.

Jetzt war er fünfundvierzig Jahre alt. Als die Expedition Werkmeisters sich rüstete, da hatte ihn dieser als Kapitän engagiert. Denn ihm gefiel die Sehnsucht dieses Mannes, dem noch immer die Träume der Jugend im Blute sangen.

Fritz Mechtle war kein Musterstudent. Ein anderer Gelehrter wie Werkmeister hätte ihn vielleicht als oberflächlich und nicht tiefgründig genug abgelehnt.

Er machte Gedichte, boxte, tanzte Charleston. Er arbeitete mehr gefühlsmäßig wie wissenschaftlich. Aber gerade deshalb sah er oft Wege, an denen prosaischere Denker achtlos vorbeigingen.

Dieses wissenschaftlich-poetische Denken gefiel Dr. Werkmeister, der selber die Natur als ein großes Gedicht betrachtete, dessen Schönheit im Ganzen erfaßt werden müsse.

*

Kapitän Schultze ging unruhig an Deck auf und ab. Er hielt die Nase hoch gegen den Wind, und schnüffelte wie ein Kater nach einer Maus. Der Kapitän behauptete, er könne den Wind riechen.

„Das Wetter gefällt mir nicht, Doktor!" sagte er zu Werkmeister, der an Deck mit Mechtle vor einer Pflanze saß, die sie chloroformiert hatten.

Werkmeister blickte etwas ärgerlich über die Störung auf. „Aber Kapitän, es ist doch herrlichste Klarheit."

„Trau einer der Südsee, jetzt brennt die Sonne, daß man vor Hitze kaum krauchen kann, und in einer Viertelstunde platscht der Regen nieder, daß das Deck unter Wasser steht. Wir liegen zu nahe an den Korallenriffen. Am liebsten möchte ich die Anker lichten und seewärts fahren."

„Na, schließlich sind wir ja kei' Einbaum, der bei jeder größeren Welle umkippt'", mischte sich Mechtle, der sein schwäbisches Idiom nie verleugnen konnte, ins Gespräch. „Bis morge wird's Wetter schon noch halte, wir wolle doch nach der Insel, auf der die Chef einige Pflanze vermutet, die uns von Nutze sein könne."

Schultze richtete sein Glas nach dem Eiland. „Das ist 'ne Insel, wie hier herum Dutzende liegen", und deutete auf die palmenumstandene Küste, „Palmen, Büsche, Vögel in Massen. Und wenn Gott den Schaden besieht, wohnen in dem ansteigenden Bergland noch Kannibalen."

Mechtle riß dem Erstaunten das Glas aus der Hand. „Kannibale, Gott wie romantisch, wo denn?"

„Können Sie hier bald noch genug kennenlernen, Kiekindiewelt! In Böblingen haben Sie wohl noch keine gesehen?"

„Noi," meinte Mechtle, „aber ich war mal bei einem Schweinessen bei einem Berliner Turnerbund eingelade, die sind auf die Eisbeine losgefahre, schlimmer als die Südsee-Insulaner auf ihre Kannibale-Mahlzeit!"

Werkmeister lachte. Der Preuße und der Schwabe lagen sich gern ein wenig in den Haaren.

„Die Insel scheint unbewohnt," sagte er dann, an die Reeling tretend, „wir würden doch zum mindesten Rauch aufsteigen sehen. Außerdem wäre anzunehmen, daß sie an der Küste ihr Dorf errichtet hätten."

„Können auch in den Bergen wohnen, ich traue der Insel da nicht. Wenn sie uns gesehen haben, ziehen sie sich ins Innere zurück, und warten, bis wir gelandet sind."

„Hurra!" schrie Mechtle und stimmte an: „Auf in den Kampf, Torero!"

Aber in der Begisterung hatte er zu hoch angefangen und konnte nun nicht mehr weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Praxis der Familienforschung.

Von Werner Fuchs-Hartmann.

Der Dreißigjährige Krieg ist der oft beklagte und gefürchtete Grenzstein weitaus der meisten Familiengeschichten. Kirchenbücher und Gemeindeakten wurden durch ihn vernichtet und sogar Staatsarchive in alle Welt zerstreut. Die dadurch entstandene Lücke ist um so schmerzlicher, als auch nach Beendung der offenen Fehde noch eine geraume Zeit verging, ehe man überhaupt daran denken konnte, die Urkunden wieder zu sammeln und notdürftig zu ergänzen.

Hierbei wurden dann natürlich in erster Linie nur solche Schriftstücke berücksichtigt, an denen die Behörden ein besonderes amtliches Interesse nahmen. Alle Aufzeichnungen mehr privaten Charakters ließ man im Drange der Zeit leichten Herzens verloren gehen oder stapelte sie ohne Ordnung in Kellern und sonstigen Gelässen auf, die sich gerade boten und keineswegs immer für eine Erhaltung in brauchbarem Zustande eigneten.

Zudem wurden viele Aktenstücke meist aus Raum- und Sicherheitsgründen anderen Ämtern zugeteilt, so daß es manchmal selbst bei Vorhandensein von Dokumenten unbekannt ist, wo sie sich befinden. So verteilt sich z. B. das Leininger Archiv an beinahe 50 deutsche Städte — ja, ein Teil der Akten wurde während der Réunionskriege Ludwig XIV. sogar in Fässer gepackt und nach Paris mitgenommen, wo sie noch heute liegen.

Die Kirchenbücher gehen in günstigen Fällen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts zurück. Weitere Forschungen sind im allgemeinen nur noch dann möglich, wenn einer der Vorfahren schon mal mit einer Familiengeschichte begonnen hatte oder Mitglieder früherer Generationen öffentliche Ämter bekleidet haben. Waren diese Posten nicht allzu untergeordnet, so lassen sich bei fachgemäßen Quellenstudien fast stets so viel Anhaltspunkte finden, daß man wenigstens einen Stammbaum aufstellen kann, obgleich man auf Einzelheiten gewöhnlich wird verzichten müssen.

Das Bearbeiten der Archivakten erfordert außerdem nicht nur viel Zeit und häufig weite Reisen, sondern auch eine gewisse historische Schulung und eine Vorkenntnis im Lesen alter Urkunden. Es darf nämlich nicht vergessen werden, daß vor dreihundert und mehr Jahren eine wesentlich andere Schreibweise herrschte, nicht nur in grammatikalischer und orthographischer Beziehung. Wenn auch längst entschwundene Bezeichnungen und vor allem die Unzahl lateinischer Floskeln geeignet sind, das Verständnis zu beeinträchtigen, so liegt doch die Hauptschwierigkeit in der damals beliebten Verschnörkelung der Buchstaben, die eine ständige Quelle von Fehlern und Irrtümern weittragender Bedeutung ist.

Eine ganz besondere Tücke ist der Familienname selbst. Wie leicht man ehedem seinen Namen ohne jede Formalität „verschönern“ oder sogar ganz ablegen konnte, ist unbekannt. Auch weiß man, daß unter dem Einfluß des Humanismus viele Leute, namentlich Gelehrte und reiche Kaufherren, ihrem deutschen Namen eine lateinische Form gaben — Oehler wurde Olearius — oder ihn einfach übersetzten — man denke an Faber gleich Schmidt, Sartorius gleich Schneider. In der Zeit des Rokoko liebte man zur Abwechslung die französische Endung: Lanner verwandelte sich in Lanné, Volter in Vulté.

Das Tollste leisteten sich jedoch die Beamten selber, die sich den Teufel um eine korrekte Schreibung des Namens kümmerten. So treten die Vorfahren einer Familie innerhalb eines Jahrhunderts als Beermann, Biermann und Burmann auf, so daß die Namensträger selber nicht mehr genau wissen, wie sie eigentlich richtig heißen. Schlechte Schrift und Einflüsse der Mundart spielen hier die schlimmsten Streiche — müssen also bei der Familienforschung besonders berücksichtigt werden.

Aus meinen eigenen Erfahrungen möchte ich hier einen Fall anführen, der in dieser Hinsicht besonders lehrreich ist: Ich hatte vor einiger Zeit die familienkundlichen Forschungen für die Vorfahren eines rheinischen Industriellen zum Abschluß gebracht. Es lag hier eine latinisierte Namensform vor; wann diese Änderung eingetreten war, konnte lange Zeit nicht festgestellt werden. Träger dieses Namens traten schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts auf, ohne daß eine Verbindung zu ihnen geschlagen werden konnte. So saß man denn beim Jahre 1709 fest. Da die Familienmitglieder bis zu jener Zeit höhere Verwaltungsbeamte gewesen waren, fand sich in den staatlichen Archiven nicht nur ein reichhaltiges Material, das direkt einen kleinen kulturgeschichtlichen Ausschnitt lieferte, sondern auch eine sehr große Anzahl von Handschriften jener Vorfahren.

In der Bestallungsurkunde des ältesten Vorfahren fand sich jedoch nur ein Hinweis auf die Heimat des Ernannten. Angabe des Geburtstages, Namen der Eltern — alles fehlte. Auch in den Kirchenbüchern des bezeichneten Ortes war der Name nicht zu entdecken. Erst bei wiederholter genauer Durchsicht des ältesten Jahrganges sah ich eine deutsche Form der Latinisierung. Daten und mehrere andere unzweifelhafte Anzeichen führten zu der Überzeugung, daß es sich um die gleiche Person, bezw. die gleiche Familie handeln mußte.

Bei der von mir vorgenommenen Zurückverfolgung der Stammreihe traf ich auf einen neuen Beweis der Zusammengehörigkeit beider Familien: Die Vornamen waren die gleichen wie in der Zeit nach 1709. Die Namengebung war aber früher weitaus mehr als heute an eine gewisse Tradition gebunden. Das Ergebnis der wochenlangen Arbeit war so entscheidend, daß der Stammbaum bis 1446, also um beinahe drei Jahrhunderte, weiter zurückgeführt werden konnte. —

Jeder, der sich mit Familienkunde befaßt, sollte nicht versäumen, das Siebmachersche Wappenbuch zu benutzen, das umfangreichste Werk seiner Art. Ob die Familie ein Wappen führt oder nicht, darf nicht stören, ist es doch sehr gut möglich, daß ein solches früher vorhanden war, aber später wieder aufgegeben werden mußte. Ist dem so, dann finden sich nähere Angaben in den Textbüchern, die auch Quellen angeben und im allgemeinen recht zuverlässig sind. Nur wo die Angaben sich mittel- oder unmittelbar auf mündliche Überlieferung berufen, ist einige Vorsicht geboten. So wurde z. B. meine ehemals dem niederösterreichischen Adel angehörende Familie auf Grund einer zeitgenössischen Chronik als ausgestorben angegeben, obgleich sie noch in vier Linien blüht.

Noch eine Warnung möchte ich an dieser Stelle anfügen: Niemals von einem möglichst frühen Träger des eigenen Namens ausgehen, der „vielleicht“ auch zur Familie zählen könnte! Bei ganz seltenen Namen mag das noch angehen, aber für gewöhnlich führt ein auf solche Weise versuchter Rückschluß auf spätere Zeiten in eine Wüste von Spekulationen.

Zu bedauern ist, daß noch kein Buch vorhanden ist, das in kurzer und leichtfaßlicher Form die wesentlichste Anleitung zur Familienforschung gibt. Die Werke, die wir auf diesem Gebiete besitzen, sind entweder nicht sachlich genug gehalten oder zu umfangreich und wissenschaftlich, um für den nicht akademisch gebildeten Laien brauchbar zu sein.

Es ist ein schöner Beweis unserer Selbstbesinnung, daß weitere Kreise sich dem Studium ihrer Familie zuwenden, eine Regung, die möglichst gefördert werden sollte. Wir können nicht ahnen, wohin wir gehen, so sollten wir wenigstens wissen, woher wir kommen.

Die rotsamtene Mütze.

Skizze von Gustav Finke-Bülter.

Ursprünglich sollte die Jahrhundertfeier des Ernst-Otto-Gymnasiums in schlichtester Weise vor sich gehen, die ungünstigen Zeitläufe verboten hochfliegende Pläne. Plötzlich aber änderte der Anstaltsleiter seine Absicht. Ein ehemaliger Schüler hatte gebeten, der Feier einen größeren und der Bedeutung des Tages würdigeren Rahmen zu geben; er erklärte sich zugleich unaufdringlich bereit, die nicht geringen Mehrkosten zu tragen. Nach manchem Für und Wider fand der Vorschlag bei den Vertrauensleuten Annahme.

Die Zeitungen brachten unter gelungenen Schlagzeilen Artikel, die des Lobes und der hoffenden Ausblicke voll waren; die Regierung sandte Abgeordnete. Im raumhaltigsten Saal der Stadt nahm die eigentliche Feier ihren Anfang. Wie nicht anders zu erwarten, wurden der Reden viel gehalten, gute und auch langweilige.

Seltsam aber war, daß in allen Ansprachen der Name eines Mannes genannt wurde, den man offen oder versteckt, feurig oder sanft wohlwollend, als ein leuchtendes Beispiel hinstellte. Der Kern etwa lautete, daß man an ihm, dem ehemaligen Schüler des Ernst-Otto-Gymnasiums, deutlich zu erkennen vermöge, wie ein in der Jugend gesammeltes Wissen Vorbedingung sei für den Aufstieg im Leben.

Während der Redner solch treffliche Wendungen fand, geschah es wohl, daß die Zuhörer ihre Augen nach dem Ende einer Tafel wandten, wo neben dem Weißbärtigen ein schlanker, doch ziemlich breitschultriger Mann saß und artig lächelte, er war noch nicht alt, etwa fünfunddreißig; einer und der andere unweit von ihm schob sein Kelchglas heran und ließ es an das seine klirren: „Wohlsein, mein Lieber! Du bist gemeint! Und recht hat er, der da oben! Bist was geworden im Leben.“ Dann nickte der Schlanke, lachte unbefangen und war offensichtlich voller Frohsein. Zu dem Weißbärtigen beugte er sich herab und sprach ein paar leise Worte. Da lachten beide, nicht laut, bewahre, hinter der vorgehaltenen Hand gluckste es verstohlen. Wie Vater und

Sohn gebärdeten sie sich, und waren doch nur Lehrer und einstiger Schüler. So etwas gibt es.

Das Fest nahm seinen Fortgang. Man taute auf, beschnüffelte einander, erkannte sich und drückte die Hände; Ah, der Fritz! Schau an, der schöne Oskar! Wie geht's, wie steht's? Hofrat bist du geworden! Allerhand Achtung! Nee, nee, ich habe die Apotheke von meinem alten Herrn übernommen; natürlich, man haut sich so durch. Prosit Kinder!

Im stillen Weinzimmer des Hauses saßen rund um den Tisch ihrer zehn oder zwölf. Bildner und ihre Geschöpfe, bunt in der Reihe. Die roten Mützen deckten kahle Häupter, schneeiges Haar und unverfärbtes. Der Weißbärtige und der Schlanke drückten das schwarzlederne Sofa, Seite an Seite.

„— denn es ist immer einer", sagte plötzlich der Weißbärtige, als setzte er ein längst begonnenes Gespräch fort, „der unsere besondere Aufmerksamkeit verdient, sei es nun, daß er ausnehmend begabt und fleißig, sei es, daß er besonders dumm und faul ist. In einem wie im anderen Falle malen wir uns dann seine Zukunft an die Wand. Aber sehr leicht sind Trugschlüsse möglich. Was sollen Beispiele? Wir kennen sie zur Genüge. Der Mittelmäßige wuchert mit seinem Talentchen, das Genie streut seine Gaben in alle Winde. Oft aber ist ein verwehtes Blatt, eine jungenhafte Eitelkeit, ein Winziges die Ursache, daß der Weg sich wendet und ein fernes Ziel erkennbar wird.

Wir wollen ihn Georg nennen, dreizehnjährig. Er unterschied sich von seinen Klassengenossen vor allem darin, daß er stets aufs feinste gekleidet ging; seine rote Mütze plusterte sich förmlich auf vor Nettigkeit und Stolz. Ein paar Sonderheiten bemerkte ich, so, daß er über reichliche Geldmittel verfügte; des ferneren, daß er manchmal mitten im Unterricht einschlief und nur schwer zu erwecken war. Ich erklärte mir beide Erscheinungen mit der Wohlhabenheit seiner Mutter und der Geselligkeit in ihrem Hause. Sie wohnte zwar, eine Witwe, im häßlichsten Viertel der Stadt, weitab von der Schule; ihr pünktliches Zahlen jedoch und ihre Großmut bei gelegentlichen Sammlungen ließen sie als durchaus unabhängig erscheinen. Noch eins ist, was ich zu erwähnen nicht vergessen darf. Georg beteiligte sich nie am Spiel der anderen Knaben, noch trat er dem neugegründeten Fußballklub bei; nie sah ihn jemand außerhalb der Lehrstätte. Als Schüler war er mir lieb und wert, schmuck und schlank, offenen Blickes und heiteren Gemüts.

In jenen Jahren konnte unsere Stadt sich nicht den Luxus einer Berufsfeuerwehr leisten; mehrere freiwillige Körperschaften versahen im Notfalle ihren Dienst. Es gab da die Bürger- und die Turnerfeuerwehr, und eine, die man im Volksmunde die „Blechköppe" nannte, weil sie Schutzhelme aus weißgelbem Metall trug. Zu dieser gehörte ich. Wir wurden eines Spätnachmittags durch die bekannten, unheimlich tutenden Hornsignale aufgeschreckt; das Haus eines Flurschützen weit draußen im Felde war in Brand geraten, den es nun schleunigst zu löschen galt. Wie so leicht, wo zwanzig tapfere Männer kommandieren und zweie gehorchen, fraß das Feuer sich satt bis zu den Grundmauern, und die glimmenden Reste zu behüten, ward ich auserkoren. Brandwache nennt man das. Gegen Mitternacht wurde ich abgelöst.

Es war eine widerliche, regnerische Nacht. Müde, durchnäßt und angeschwärzt betrat ich in der Vorstadt eine Wirtschaft, um mir einen Grog brauen zu lassen. Das niedere, doch weitläufige Lokal war angefüllt mit Handwerkern, Geschäftsleuten und sonstigen geruhsamen Bürgern, sie tranken aus hohen Steinkrügen und schwatzten lebhaft. Da das zweite Glas Grog dem ersten an Güte nahe stand, geriet ich in ein sanftes Träumen, und nur undeutlich hörte ich, daß man plötzlich lauter lachte und sprach, Scherzworte rief wie „Rollmops — Neunauge!" und daß eine helle Knabenstimme antwortete.

Aufblickend gewahrte ich einen Burschen, eben eingetreten, mit schäbiger Wollmütze, geflickten Kleidern und klobigen Schuhen. Er bot aus einem Gestell von Tönnchen Waren feil, saure Fische, die man ihm Tisch für Tisch abkaufte und aus bloßer Faust verzehrte. Ein Labsal für den bierprallen Leib. Der Junge kam endlich zu mir und sprach mich kecklich an. Er sah zuerst nicht, wen er vor sich hatte, da mein schwärzliches Gesicht wie eine Maske war, doch als er mich erkannte, riß es ihn im jähen Schreck zusammen. Er zitterte, und es schien, als wolle er auskneifen. Aber er stand und senkte den Kopf.

„Seit wann betreibst du diesen nächtlichen Handel, Georg?" fragte ich ohne Härte.

Er hob langsam die Augen, die Not eines gefangenen Tieres glomm darin. „Seit langem", antwortete er leise.

„Du ließest durchblicken, daß deine Mutter eine vermögende Frau sei."

„Ich sagte es niemals, man nahm es an. Mutter ist arm — und nicht sehr gesund. Ich habe zwei Geschwister."

„Wer ernährt sie?"

„Ich."

„Willst du mir nicht erklären, Georg?" — Ich gebot ihm, seine Last abzustellen und sich zu setzen. Auf dem äußersten Rande eines Stuhles nahm er Platz. Nach einigem Drucksen erzählte er mir seine Geschichte: Danach war sein Vater Handelsmann gewesen, der von Wirtschaft zu Wirtschaft zog und sein Brot damit erwarb. Nach seinem frühen Tode übernahm der Sohn kurzerhand das Geschäft, und er verdiente gut dabei, denn man mochte ihn leiden.

„Mutter war froh", fuhr er fort, zutraulicher werdend, „und sie und meine Schwesterchen litten keine Not. Aber mir machte es Spaß, wenn ich auch zuweilen müde war am Morgen. Mutter tat ja alles für mich, und als ich ihr sagte, daß ich gern eine rotsamtene Mütze hätte, wie ich sie bei den reichen Jungen gesehen, meinte sie, ich solle mir ruhig eine kaufen, ich wäre ja Geschäftsmann und mein eigener Herr. Da meldete ich mich selbst aus der Armenschule ab und auf dem Gymnasium an. Bloß wegen der roten Mütze. Erst nach und nach kam ich dahinter, daß ich ja tausendmal viel Besseres eingetauscht hatte als nur den Deckel. Darum gab ich mir mächtig Mühe, einmal deshalb, daß keiner was merkte, und auch, um mit allen gleichen Schritt zu halten. Es war — schön war es, ja. Und nun — das ist wohl nun vorbei, Herr Doktor?" —

„Rollmops! Neunauge!" riefen die Leute.

„Geh hin, Georg", sagte ich, „versieh dein Geschäft. Ich denke — es wird wohl nicht vorbei sein wie?"

Na ja, ich bin ein alter Knaster geworden, doch ich vergesse nie, wie das Bürschlein mich anblickte und wie seine Hand tapsig nach der meinen suchte, sie preßte, quetschte. Freilich, freilich, so sauber und gepflegt war jene Hand keineswegs wie diese hier." —

Denn der Schlanke hielt die ein wenig zitternden Finger des Weißbärtigen fest umkrampft.




Bunte Chronik

* **Das Flugzeug als Archäologe.** Binnen kurzem werden in der Nähe der englischen Stadt Norwich umfassende Ausgrabungsarbeiten in Angriff genommen, welche die Aufdeckung der alten Römerstadt Caistor zum Ziele haben. Man vermutete schon seit langem in der betreffenden Gegend Reste einer altrömischen Siedelung; infolge der weiten Ausdehnung des in Betracht kommenden Geländes wußte man jedoch nicht, wo eine erfolgversprechende Arbeit einzusetzen hätte. Diese Frage wurde nun im letzten Jahre auf eine ebenso eigenartige wie glückliche Weise gelöst. Ein über der fraglichen Gegend schwebender Flieger sah nämlich aus 800 Meter Höhe in den üppigen Gersten- und Weizenfeldern seltsame helle Linien sich von dem dunkleren Grün des Korns abheben, die in ihrer Gesamtheit täuschend das Bild eines Stadtplans wiedergaben. Er machte von seiner Beobachtung Mitteilung; ein Archäologe erkannte alsbald die Bedeutung der Nachricht. Es wurde jetzt planmäßig mit Flugzeugen die Gegend erforscht, und bald war nicht der geringste Zweifel mehr möglich, daß man die genaue Lage des alten Caistor wiedergefunden hatte. Die es heute bedeckende Schicht ist so dünn, daß über den früheren harten Straßen und steinernen Gebäuden das Korn nicht völlig ausreift und heller bleibt als das übrige Getreide. Schon heute kann man an Hand der Lichtbilder die genauen Umrisse zweier großer Tempel feststellen.

* **Aufruhr der heiligen Elefanten.** In den Straßen von Bangkok in Siam spielte sich ein aufregendes Schauspiel ab. Die heiligen weißen Elefanten waren aus ihrem Stall entwichen und stürzten, miteinander kämpfend, durch die Straßen der Stadt. Der eine Elefant riß Riesenbäume aus und schleuderte sie den entsetzten Passanten, die kaum Zeit hatten, sich in Häuser zu flüchten, nach. Endlich gelang es, einen der Elefanten mit einem Lasso zu fangen. Dann kam man auf den Gedanken, die anderen Tiere mit Futter anzulocken. In der Mitte der Straße wurde die Lieblingsspeise der Elefanten aufgeschüttet — ein Berg von Bananen und Zuckerrüben. Die rasenden Tiere gingen in die Falle. Die Mahlzeit war mit einer Riesenmenge von Strichnin, die genügen würde, vierhundert Menschen zu töten, zubereitet. Die Elefanten fraßen mit großem Appetit, während die Straßen von Polizei und Militär abgesperrt waren. Zwei Stunden später waren die Tiere tot.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.